

Samstagsinterview

Wochenkommentar

Asylsystem: Es braucht Änderung

Die Emotionen zum Rückkehrzentrum in Büren zeigen ein grösseres Problem auf.

Die Bürgerinnen und Bürger Bürens sind aufgebracht und besorgt. Der Kanton hat ihnen jüngst ein Rückkehrzentrum für abgewiesene Asylsuchende vor die Nase gestellt. Bei einer Informationsveranstaltung am Dienstag gingen die Wogen hoch: Der Frust entlud sich an den Behörden, allen voran an Regierungstatthalterin Franziska Steck und dem stellvertretenden Zentrumsleiter.

Die Angst vor Zwischenfällen ist gross – zumal vor rund einer Woche ein solcher Zwischenfall passiert ist. Das hat am Dienstag wohl noch mehr Leute mobilisiert, als das Thema ohnehin schon hätte. Und die Bürgerinnen und Bürger fragten sich: «Wieso ausgerechnet hier?»

Das einleuchtendste Argument lieferte da die Kantonspolizei. Wäre man irgendwo ausserhalb der Zivilisation, wäre der Anreiz gross, abzuhausen. Und so verliere die Polizei die Kontrolle über die Abgewiesenen. Letztlich dürfte es vor allem das geeignete Gebäude gewesen sein, das dafür sorgte, dass Büren schon wieder ein solches Zentrum erhält (bis vor Kurzem war dort eine Kollektivunterkunft für Asylsuchende).

Büren ist da ein Beispiel für ein grösseres Problem: Wie soll mit abgewiesenen Asylsuchenden umgegangen werden, wenn sie nicht direkt ausgeschafft werden können? Klar ist: Man will möglichst wenig Geld für sie aufwenden und dieses lieber in die Integration von Asylsuchenden stecken, die aufgenommen werden. Und auch klar ist – das wurde auch an der Infoveranstaltung immer wieder betont: Wer den ganzen Tag durch nichts zu tun hat, dem wird langweilig und der kommt dann eher auf dumme Gedanken.

Allerdings wurde an der Infoveranstaltung auch klar, dass sich diese beiden Prämissen beissen. Möglichst wenig Integration für Abgewiesene bedeutet auch: möglichst wenig Gelder für Beschäftigungsprogramme. Ausser der Unterschrift zur Anwesenheitskontrolle, die sie einmal täglich setzen müssen, haben die Abgewiesenen in Büren gar kein Tagesprogramm. Ein Dorn im Auge der anwesenden Bürenerinnen und Bürener. Allerdings: Als der Verantwortliche der Betreiberfirma ORS sagte, wenn jemand freiwillig etwas mit den Abgewiesenen machen will, sei das sehr willkommen, füllte vor allem eines den Saal: betretenes Schweigen.

Alle wollen, dass die Abgewiesenen etwas zu tun haben und nicht einfach herumlungern, aber etwas mit ihnen unternehmen will dann auch niemand. Dabei wäre es nicht so schwierig, Büren hat genug Leben im Stedtl mit grossen Anlässen und etlichen Ver-

einen. Weshalb den Abgewiesenen nicht anbieten, dort mitzuhelfen? Sie könnten zum Beispiel am «Büre Nöijohr» mit einem eigenen Wagen mitlaufen. Und diesen das Jahr durch gestalten. Oder man organisiert einen Kulturabend, an dem die Bewohner des Zentrums der Bürener Bevölkerung ihre Heimat vorstellen.

Eine breitere Mithilfe, beispielsweise beim Aufbau eines Anlasses, und auch eine schärfere Kontrolle der Abgewiesenen lassen sich allerdings nicht einfach so einführen. Meist fallen solche Dinge unter nationale Gesetze und Regelungen und stützen sich auf internationale Menschenrechtskonventionen.

Aber diese Gesetze müssen immer wieder genau untersucht und allenfalls angepasst werden. Man kann die Abgewiesenen nicht zu Arbeit verpflichten, was klar seine Richtigkeit hat. Allerdings müsste es die Möglichkeit für sie geben, einer sinnstiftenden Arbeit nachgehen zu können, sofern sie dies wollen. Klar werden sie dadurch integriert und verdienen mehr Geld. Doch ob das dann wirklich das ausschlaggebende Argument ist, dass die abgewiesenen Asylsuchenden hierbleiben, ist fraglich. Dafür könnte man der Bevölkerung eine grosse Angst nehmen und Verständnis schaffen. Beides ist in diesen Tagen in Büren bitter nötig.

«Alleine in einer Nachtschicht fühlt man sich unwohl»

Der im Bieler Verlag Brotsuppe erschienene Roman «Keine Sorge alles gut» begleitet die Psychiatriepflegerin Romi durch eine schwierige Nacht: Autorin Malwina Ledniowska hat selbst Erfahrung im Beruf.

Interview: Clara Gauthey

Malwina Ledniowska, Sie haben in Ihrer Jugend eine Ausbildung zur Pflegefachfrau gemacht und viele Jahre Vollzeit in diesem Beruf gearbeitet. Warum haben Sie sich speziell für psychiatrische Abteilungen interessiert?

Malwina Ledniowska: Mich hat wohl fasziniert, dass dort viele Menschen sind, die aus dem Rahmen fallen und ganz anders denken. Die Dinge anders wahrnehmen. Das interessiert mich bis heute. Es ist eine Bereicherung für mich als Autorin, dass ich mit diesen Menschen umgehen kann. Eben, weil sie einen ganz anderen Blick auf die Welt haben.

Als Pflegende auf einer psychiatrischen Abteilung, sagen Studien, hat man ein dreifach erhöhtes Risiko, körperlich angegangen zu werden. Haben Sie das erlebt?

Dafür, dass ich so lange in dem Beruf arbeite, ist es mir selten passiert. Das war vielleicht ein Mal, dass ich richtig angegangen wurde körperlich, dass es sozusagen mich getroffen hat. Das hat aber vielleicht auch damit zu tun, dass ich viele Jahre nachts gearbeitet habe, da passiert einfach weniger. Viel öfter habe ich erlebt, dass die Gewalt von uns kam, durch Zwangsmassnahmen. Auch abgeschlossene Türen sind eine Form von Gewalt.

Wenn werden solche Zwangsmassnahmen nötig?

Wenn eine Person sich selbst oder andere gefährdet, müssen wir einschreiten. Bei Personen, die einen starken Drang verspüren, sich selbst zu verletzen oder solchen, die andere Menschen und Situationen verkennen, diese als bedrohlich einstufen und meinen, sich verteidigen zu müssen. Es gibt Kliniken, die mit Gurten fixieren, andere schaffen

es ohne. Ich habe noch nicht ganz herausgefunden, woran das liegt. Es kommt wohl auch auf die Klientel an. Manche Kliniken bekommen einfach härtere Fälle zugewiesen. Und der Personalschlüssel macht viel aus. Wenn jemand bei einer Person bleiben kann, die suizidgefährdet ist, dann kann man auch auf gewisse andere Massnahmen verzichten.

Wenn man in einer Nachtschicht alleine ist, sind die Mittel aber begrenzt?

Da frage ich mich eben, ob es tragbar ist, wie das teilweise gemacht wird. Ich kenne einige Kliniken, in denen man früher zu zweit war, nachts. Dann wurde das gestrichen und es kam nur noch eine Laufwache alle paar Stunden vorbei und fragte, ob alles okay ist. Auf Akutstationen finde ich es eigentlich ...

... zu wenig?

Ja, deutlich zu wenig! Ich habe auf solchen Stationen gearbeitet und ja, ich habe mich nicht wohlfühlt. Und kenne auch andere, die sich da überhaupt nicht wohlfühlen, denn es ist nie klar, was da passiert. Ja ... *(schweigt nachdenklich)*

Aber es muss jemand dazukommen, wenn etwas eskaliert?

Ja, dann wird ein Alarm ausgelöst und es kommt ein Notfallteam von anderen Stationen. Alleine ist so was nicht denkbar.

Wie ist es mit verbaler Gewalt? Wird man beschimpft?

Das passiert immer wieder, ja. Ich glaube, das ist ähnlich wie bei der Polizei. Man ist einfach an einer Position, in der sich alles entlädt. Und wir sind die, die all die Emotionen abbekommen und abfangen. Angst und Hilflosigkeit zeigt sich häufig durch Aggression. Und es ist leider auch so, dass die Menschen nicht immer freiwillig in der Klinik sind und unser Eingreifen nicht als Hil-

fe sehen, sondern als Grenzüberschreitung, was ja auch verständlich ist.

Wie bleibt man trotz zunehmender Müdigkeit cool?

Ich hatte natürlich Momente, in denen ich mich gefragt habe: Wieso mache ich das hier? Aber als professionelle Pflegekraft lässt man sich nicht provozieren und versucht, das nicht persönlich zu nehmen. Die meisten Menschen greifen einen ja nicht an, weil sie etwas gegen dich haben, sondern weil sie Angst haben, verzweifelt sind. Aber es ist nicht immer einfach.

Im Buch macht die Pflegerin immer wieder Atemübungen, um herunterzukommen. Haben Sie das auch gemacht?

Atemübungen oder Meditationen kommen in der Psychiatrie oft zum Einsatz und das finde ich auch durchaus gut. Aber im Roman übertreibe ich es natürlich damit, ziehe es ein wenig ins Lächerliche.

Um zu zeigen, dass sich nicht jeder Stress «wegatmen» lässt?

Ja, genau. Manchmal passieren so verrückte Sachen und alles wächst mir über den Kopf. Wenn zum Beispiel jemand permanent Kontakt sucht und um Hilfe ruft und dann hat ein anderer eine Krise, möchte sich verletzen, gleichzeitig klingelt es, weil der Neueintritt eintrudelt: Wenn dann jemand mit der Klangschaale kommt, bringt das wenig.

Im Buch bringt sich eine Patientin um. Solche Geschichten nimmt man mit nach Hause?

Ja, schon, vor allem dann, wenn man nicht die Möglichkeit hat, im Team darüber zu reden. Und ich habe oft die Haltung erlebt, dass das ja normal sei, so was zu erleben, wenn man in dem Bereich arbeitet. Das finde ich gefährlich. Es ist eben *nicht* normal, was manchmal passiert.

Man muss dann nicht so tun, als sei man nicht betroffen.

Glauben Sie, es liessen sich Suizide verhindern, wenn man mehr Zeit hätte?

So was ist natürlich der Extremfall. Aber es gibt auch andere Situationen, in denen man Krisen anders abfangen könnte. Damit dann vielleicht die Patientin nicht in eine Sucht zurückfällt, zum Beispiel.

Haben Sie den Film «Heldin» im Kino gesehen? Der, in dem wir eine überforderte Pflegerin durch Ihre Nachtschicht begleiten?

Oh ja! Ich hatte gerade die letzten Seiten meines Romans geschrieben, da kam er ins Kino. Ich habe mich dann total geärgert, weil der Plot ja fast genau derselbe ist wie in meinem Buch, bin sofort ins Kino gelaufen, dachte, ich gehe da jetzt hin, damit ich danach darüber meckern kann, wie schlecht er ist. Aber leider hat es mir dann sehr gut gefallen. Ich habe mich in vielen Situationen wiedererkannt, auch, wenn es zugespitzt ist: Es gibt einfach solche Dienste, wie es dort gezeigt wird.

Akutstationen sind ja für Krisensituationen da. Auf einer solchen spielt auch die Handlung Ihres Buchs.

«Ich dachte: Wow, jetzt ist es so weit, ich habe Wahnvorstellungen.»



Nicolas Geissbühler
nicolas.geissbuehler@bielertagblatt.ch



Malwina Ledniowska (38) erzählt in ihrem Debütroman «Keine Sorge alles gut» von einer Nacht auf einer psychiatrischen Abteilung. Bild: zvg/Filip Krähenbühl

Ja, dort ist die Belastung fürs Personal einfach am grössten. Die meisten Kliniken haben Bereiche sortiert nach Depressionen, Psychosen und so weiter. Aber dort kommt einfach alles zusammen, und alle brauchen etwas anderes. Dem kann man kaum gerecht werden.

Wann wussten Sie, dass Sie Ihren beruflichen Hintergrund literarisch verarbeiten wollen? Die Pflege in der Psychiatrie hat einen grossen Teil meines bisherigen Lebens ausgemacht und hat mich auch immer viel beschäftigt. Es gab viel Unzufriedenheit und Überforderung. Und ich habe oft darüber geschrieben, Szenen gesammelt. Dann war da auch der Gedanke, dass es ein Privileg ist, seine Meinung zu diesem Thema zu sagen und damit ein paar Leute zu erreichen. Das wollte ich nutzen. Ich musste einfach darüber schreiben, weil es mich so stark betrifft. Der Roman ruhte dann ein Jahr, weil ich nach dem Studium wieder mehr gearbeitet habe in der Pflege. Irgendwie war es mir dann zu viel, mich damit auch noch literarisch auseinanderzusetzen.

Jetzt laufen die Umsetzungen der Pflegeinitiative. Welche

Verbesserungen wären wichtig? Ich glaube, der Lohn ist für die meisten weniger ein Problem. Aber der Personalmangel ist natürlich spürbar. Auch die Dienstplangestaltung, die Feiertagsarbeit, der ständige Wechsel der Dienstzeiten, das alles ist sehr anstrengend. Aber was mich am stärksten belastet hat, ist, dass du als Pflegende nie in Ruhe arbeiten kannst. Man muss ständig verfügbar sein, kann nie etwas abschliessen.

Weshalb sind Sie vor elf Jahren von Deutschland in die Schweiz ausgewandert? Ich hatte Sehnsucht nach mehr Natur, turbulente Städte und ihre vielen Eindrücke strengen mich an. Und dann habe ich so ein bisschen per Zufall meinen Finger auf dem Gebiet in Alpennähe auf die Karte niedersausen lassen. Es wurde Bern. Also bin ich da hingezogen. Und geblieben. Wenn ich einen schlechten Tag hatte, dann laufe ich auf einen Berg und schaue von da oben hinunter. Dann sage ich mir: «Eigentlich ist alles gut.»

2023 haben Sie das Literaturinstitut in Biel abgeschlossen. Mit einem Lehrberuf waren

Sie dort unter vielen Akademikern. Wie haben Sie das erlebt? Ich habe lange gebraucht, mich daran zu gewöhnen, fühlte mich manchmal fast wie eine Hochstaplerin. Vielleicht auch, weil ich viele Jahre in meinem Beruf gearbeitet hatte und schon Anfang 30 war, als ich in Biel anfang. Es brauchte viel Mut, das zu machen: weniger arbeiten, weniger verdienen und dann auf einmal in diesem akademischen Kreis zu sein. Da kam eigentlich bis zum Schluss immer wieder die Frage auf, ob es die richtige Entscheidung war, ob ich da richtig bin. Aber grundsätzlich braucht es das wohl für literarisches Schreiben: Mut.

Wie hat Ihr Arbeitsumfeld darauf reagiert, dass Sie Autorin werden wollten? Es waren nicht alle begeistert, sie fanden mich teilweise naiv und verrückt. Was ich auch verstehen kann.

Wieso haben Sie den Schritt trotzdem gewagt? Ich hatte einfach das Gefühl, ich muss etwas mit Literatur machen, ich muss schreiben. Aber erst einmal wollte ich Geld verdienen. In der Ausbildung und

danach hatte ich wenig Zeit, habe viele Jahre 100 Prozent gearbeitet. Aber es fühlte sich immer falsch an. Es war nicht das, was ich mir für mich gewünscht habe. Als ich dann sah, dass es dieses Studium gibt, war die Sache für mich klar.

Haben Sie in der Literatur eine Art geistige Heimat gefunden? Als ich ans Literaturinstitut kam und da so begeistert über Texte geredet wurde, da hatte ich das Gefühl: Wie schön, die sind ja wie ich! Das war sehr wertvoll zu sehen, da sind andere ...

... die genauso verrückt sind? Ja, man muss schon ein bisschen schräg drauf sein, um das zu machen.

Ihre Eltern sind nach Ihrem ersten Lebensjahr aus Polen nach Deutschland ausgewandert. Haben Sie Ihnen polnische Gutenachtlieder vorgesungen? Gar nicht! Auch keine Kindergeschichten wurden erzählt.

Waren sie nicht literarisch interessiert? Das erste Buch, das ich meine Mutter habe lesen sehen, war mein Roman ... Sie hat natürlich gelesen, aber eben kaum Romane.

Ihr Vater ist Kfz-Mechaniker. Wie steht Ihre Familie zu Ihnen als Autorin? Sie unterstützen mich alle. Schon als ich in der Jugend Rap-Texte geschrieben habe, waren sie super stolz, dass ich so was mache.

Was verbindet Sie mit Polen? Es ist ja ein Land, das Sie vor allem aus den Ferien kennen? Meine Eltern natürlich, die Sprache, der grosse polnische Freundeskreis meiner Eltern. In Deutschland war ich immer ein wenig die Polin. Und je älter ich werde, je weniger Familie noch dort ist, desto mehr zieht es mich wieder dorthin, will ich erkunden, wo sich meine Eltern früher aufgehalten haben.

Waren Sie als Polin in der Pflege mit Vorurteilen konfrontiert? Eigentlich gar nicht. Wenn ich meinen Namen nicht sage, falle ich ja nicht als Polin auf. *(lacht)*

«Das ist ähnlich wie bei der Polizei: Wir bekommen Emotionen ab, werden beschimpft.»

Wir begleiten in Ihrem Roman eine Nachtschicht der Pflegerin Romi. Persönliche Erfahrungen sind eingeflossen, auch wenn alles fiktiv ist? Ja. Während des Studiums habe ich vor allem nachts gearbeitet, an verschiedenen Orten, und das Setting bietet natürlich viel Raum für wilde Geschichten und eine spezielle, leicht unheimliche Atmosphäre.

In Ihrem Roman gibt es einen Patienten, der immerzu nach einem imaginären Gecko sucht und alle Wasserrohre auseinanderschraubt, um ihn aus der Leitung zu spülen, was zur Überschwemmung führt. Wahrheit oder Fiktion? Dahinter steckt folgende wahre Geschichte: Einmal nach einem anstrengenden Nachtdienst sah ich zu Hause plötzlich einen Leopardgecko im Bad. Ich habe mich total erschrocken, weil ich dachte: «Wow, jetzt ist es so weit, ich drehe durch, ich habe Wahnvorstellungen!» Aber das Tier war wirklich da, ich habe ein Foto. Als dann meine Nachbarn auszogen, schleppten sie Terrarien durch den Flur. Ich denke, das Tier ist ihnen davongelaufen. Jedenfalls war das für mich ein krasser Moment: Und der Gecko hat irgendwie meine ganze Geschichte vorangebracht.

Im Buch ist die Erzählperspektive so, dass das Haus selbst erzählt. Die Stimme wird manchmal zu einer Art zynischen Oberschwester, die alles Problematische auch gerne kleinredet als «Petitessen». Ich wusste einfach, es muss das Haus sein, das durch die Nacht führt. Es ist wie eine extrem professionelle Pflegekraft. Eine, die ich nie werden will: abgeklärt, roh. Eine, die alles abtut.

Die nichts mehr fühlt? Ja, eine menschliche Person könnte nicht mit solch einer Distanz auf die Ereignisse blicken, aber das Haus kann es.

In der psychiatrischen Pflege ist die Identifikation mit den verletzlichen Patienten hoch? Ich bin eine sensible Person, nah am Wasser gebaut, habe aber nicht den Eindruck, dass das eine Schwäche ist im Beruf. Es gab Zeiten, da habe ich mich gefragt, ob ich zu weich bin. Aber ich denke heute: Ein Problem ist es eher, wenn man so tut, als hätte man nie ein Problem.

Und der alte Mann in Ihrem Roman sieht den Gecko, den eigentlich Sie gesehen haben? Der Herr Zumbrunn, ja, den habe ich sehr lieb gewonnen als Figur.

Aber er macht ja nichts als Ärger? Ja – und er nimmt den ganzen Platz ein. Es geht eigentlich gar nicht um ihn, aber es geht häufig um ihn. So jemanden im Arbeitsalltag abzuwehren, ist natürlich unangenehm.

Gibt es das oft, solche Trouble-maker? Ja, das habe ich schon oft erlebt.

Das polnische Verhältnis zu den Deutschen ist nicht unbedingt nur positiv. Wie haben Sie das erlebt? Man kann überall auf Leute treffen, die eine schräge Einstellung haben. In Polen unterhielt ich mich einmal auf der Strasse mit meinem deutschen Schwager und meiner Schwester auf Deutsch und wir wurden von einem Polen als Nazis beschimpft. Eine Woche später sass ich in einem deutschen Zug, sprach Polnisch und wurde von einem Deutschen als Ausländerpack beschimpft. *(lacht)* Solche Menschen gibt es leider überall.

Ziemlich verletzend. Na ja, ich fühle mich ja nirgends so wirklich zugehörig, das macht es einfacher.

Haben Sie Sehnsucht nach Wurzeln? Manchmal frage ich mich das. Aber vielleicht romantisiert man das auch.

Sie sind gerade in Istanbul. Auch für die Recherche zu einem neuen Projekt? Nein, das sind jetzt 100 Prozent Ferien. Aber ja, ich bin an einem neuen Buchprojekt. Und es spielt auf keinen Fall in einer Klinik. Ich möchte auch nicht immer die «Pflegerin» sein, denn ich bin vor allem Autorin. Der Gedanke, dass sich das zu sehr vermischt, weil ich von einer Pflegerin schreibe, gefällt mir nicht so.

Ist für Sie das Pflegethema abgeschlossen? Ja, es fühlt sich für mich erledigt an. Reden konnte ich schlecht darüber, darüber zu schreiben ging besser. Aber ich bin keine politisch engagierte Person, die dafür kämpft, dass es besser wird. Und es war vielleicht auch ein Sich-Losschreiben vom Pflegeberuf.

Zur Person

- **Malwina Ledniowska** wurde 1987 in Opole/Oppen in Polen geboren, sie lebt seit elf Jahren in Bern und absolvierte 2023 das Schweizerische Literaturinstitut in Biel (Mentor: Urs Riechle).
- Nach ihrem ersten Lebensjahr wanderten die Eltern ins deutsche **Düsseldorf** aus, wo sie aufwuchs; sie besitzt die deutsche und polnische Staatsangehörigkeit.
- Nach der Schule absolvierte sie eine **Ausbildung als Pflegefachfrau** und arbeitet bis heute in kleinem Pensum als Pflegerin in der Psychiatrie.
- **«Keine Sorge alles gut»** ist ihr Debütroman, der kürzlich im Bieler Verlag Die Brotsuppe erschienen ist, 219 Seiten, ca. 28.90 Franken. *(gau)*